



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

CAS^{LMU} e SERIES



Nummer 13 / 2016

Zur Situation der Geisteswissenschaften heute

Hans van Ess

Vortrag gehalten am Center for Advanced Studies der LMU München am 21. Januar 2016
aus Anlass der Vergabe von zwei Postdoktorandenstipendien für junge Geisteswissenschaftler
durch die Münchener Universitätsgesellschaft.

Herausgegeben von

Ludwig-Maximilians-Universität München
Center for Advanced Studies^{LMU}, Seestr. 13, 80802 München
www.cas.lmu.de/publikationen/eseries

Zur Situation der Geisteswissenschaften heute¹

Hans van Ess

Die Universitätsgesellschaft München verleiht an der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) zwei Stipendien an herausragende Postdoktoranden in den Geisteswissenschaften. Dies gibt Anlass dazu, über die besondere Rolle der Geisteswissenschaften in der deutschen Hochschullandschaft nachzudenken.

1. Geisteswissenschaften: Eine Erfolgsbilanz

Geisteswissenschaften haben einen bedeutenden Anteil am Disziplinenkanon der LMU. Mit den Sozialwissenschaften, der Medizin und den Naturwissenschaften bilden sie die vier Säulen, die die Universität tragen, und sie sind zumindest im Augenblick aus dem Gefüge einer Traditionsuniversität nicht wegzudenken. In einer Stadt, in der neben einer klassischen Universität auch noch eine Technische Universität, Fachhochschulen und Hochschulen für Musik, Schöne Künste und Film unterhalten werden, sind die Geisteswissenschaften ein zentrales Element in der Außendarstellung und Außenwirkung der LMU. Warum muss man dann eigentlich gesondert über Geisteswissenschaften reden, warum sie besonders fördern? Über eine Krise der Geisteswissenschaften spricht man eigentlich schon, seit Wilhelm Dilthey den etwas älteren Begriff mit Leben erfüllte und von den Naturwissenschaften bewusst abgrenzte, indem er die Hermeneutik als spezifisch geisteswissenschaftliche Methode postulierte. Ob diese Abgrenzung tatsächlich gelungen ist, soll nicht Gegenstand meiner Überlegungen heute Abend sein. Nur so viel: Natürlich gibt es gegen Dilthey die Auffassung, dass sich die Geisteswissenschaften hinsichtlich ihrer Methode von den Naturwissenschaften

prinzipiell gar nicht so sehr unterscheiden; und ich gestehe, dass ich diesem Gedanken gegenüber einige Sympathie hege: Wissenschaft bleibt Wissenschaft. Es gibt nur gute oder schlechte Wissenschaft. Gute Wissenschaft zeichnet sich dadurch aus, dass auf der Basis von Addition und Interpretation von als gesichert geltenden Fakten neues Wissen geschaffen werden kann. Vieles, was man über die Probleme der Geisteswissenschaften sagen kann, betrifft nicht sie allein, sondern das Konzept der Wissenschaft als Ganzes in einer Zeit, die an schneller Verwertung mehr interessiert ist als an intellektuellem Gewinn.

Man sollte aber Ausführungen über die Geisteswissenschaften nicht gleich mit dem Wort „Probleme“ beginnen, um dann in den üblichen Klagemodus zu verfallen. Im Augenblick stehen ja die Geisteswissenschaften hierzulande gar nicht so schlecht da, weder was die Vergabe von Fördermitteln durch die DFG oder den Bund noch was die Exzellenzinitiative angeht, in der sich z.B. die Sozialwissenschaften, aber auch große Teile der Medizin aus guten, aber unterschiedlichen Gründen viel schwerer getan haben als sie.

Die Etablierung internationaler Kontakte macht Universitäten besser. Auch auf diesem Gebiet stehen Teile der Geisteswissenschaften sehr gut da, andere natürlich auch wieder nicht. Die Aussage, dass Geisteswissenschaften von ihrer Grundkonzeption her im Gegensatz zu den Naturwissenschaften national organisiert seien, lässt sich kaum rechtfertigen, auch wenn sie in vielen Ländern nationale oder regionale Agenden verfolgen oder manchmal verfolgen müssen.² Deutsche Geisteswissenschaftler sind weltweit erfolgreich. Das

1 Vortrag gehalten am Center for Advanced Studies der LMU München am 21. Januar 2016 aus Anlass der Vergabe von zwei Postdoktorandenstipendien für junge Geisteswissenschaftler durch die Münchener Universitätsgesellschaft.

2 Jürgen Osterhammel, „Globale Asymmetrien in den Geisteswissenschaften: Das Beispiel der Geschichte“, in: Ulrich Rüdiger und Jürgen Mittelstrass, Die Zukunft der Geisteswissenschaften in einer multipolaren Welt, S. 13-26, S. 22f., weist auf die nationale Orientierung von großen Teilen der Geschichtswissenschaften hin, ein Argument, das auch für bestimmte Literaturwissenschaften gelten mag, vor allen Dingen solche, die Lehrer in einem nationalen Kontext ausbilden. Weder für die Linguistik noch die Philosophie und schon gar nicht für die Kulturwissenschaften gibt es aber inhaltliche Gründe, sie national zu betreiben.

deutsche, vielleicht besser: das deutschsprachige, interessanterweise übrigens auch das holländische und belgische Universitätssystem hat jahrzehntelang einen erheblichen Wissenschaftlerüberschuss erzeugt, der in den USA oder Großbritannien, mittlerweile aber auch in aufstrebenden Wissenschaftsnationen wie China Aufnahme gefunden hat.

Deutschland unterhält mit der Max Weber Stiftung eine Institution, der mehrere geisteswissenschaftliche Institute im Ausland angehören, von denen die meisten den Bestandteil „historisch“ in ihrem Namen tragen. Sie dienen dazu, nationale Fachwelten mit ihren deutschen Pendants zu verbinden, gleichzeitig aber auch Orte einer internationalen Wissenschaftsöffentlichkeit zu sein. Das tun sie unter sehr unterschiedlichen Voraussetzungen: Es ist natürlich etwas anderes, ob ein Wissenschaftler in London oder Rom arbeitet – an europäischen Instituten, die für bekennende Europäer bei allen historisch verwurzelten Schwierigkeiten eigentlich fast national sein sollten – oder aber in Moskau, Istanbul, Tokyo oder Beirut. Insgesamt tragen diese geisteswissenschaftlichen Institute zur Reputation Deutschlands erheblich bei, und sie sind gleichzeitig ein Beleg für die Relevanz geisteswissenschaftlichen Arbeitens jenseits von extern vorgegebenen, gesellschaftlich relevanten Themen. Arbeiten zur Sozialstruktur des Gastlandes haben dort idealerweise dieselbe Wertigkeit wie solche zu seinen kulturellen Traditionen. Der Sinn von beidem erschließt sich sofort, wenn man solche Arbeiten aus ihrem universitären Umfeld in Deutschland herauslöst und vor Ort betreibt.

Fast unmittelbarer noch offenbart sich die Bedeutung anderer Teile der Geisteswissenschaften, wie zum Beispiel der Archäologie, die aufgrund ihrer Methoden Brücken zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zu schlagen in der Lage ist und damit zeigt, dass die Erforschung des Altertums auch ein Wirtschaftsfaktor sein kann. Gleiches könnte man über eine Reihe von anderen Geisteswissenschaften sagen, wie die Linguistik zum Beispiel, deren Potential bei weitem nicht ausgeschöpft ist. Ein besseres Verständnis menschlicher Sprache könnte die Kommunikation auf dieser Welt eines Tages erheblich erleichtern – aber bis dahin ist trotz „Google Translator“ (oder vielleicht gerade wegen seiner) noch ein weiter Weg bei der Erforschung

sprachlicher Strukturen zu gehen. Kulturwissenschaften im traditionellen Sinn (ich meine explizit nicht die sogenannten „cultural studies“) haben ebenfalls einen immanenten Wert, der kaum ernsthaft anzuzweifeln ist: Sie sind zum Verständnis menschlicher Diversität unabdingbar.

2. Sinn und Genese von Geisteswissenschaften

Doch auch der Beleg der Nützlichkeit geisteswissenschaftlicher Forschung ist heute nicht mein Thema. Ganz unabhängig von praktischen Anwendungsbeispielen ist es angebracht darauf hinzuweisen, dass Geisteswissenschaft zwar harte Kärrnerarbeit zur Voraussetzung hat, dass sie aber immer steril bleiben wird, wenn sie meint, Probleme einfach nur abarbeiten zu müssen, um ihrer Umwelt patente Lösungen anbieten zu können. Die glücklichsten Momente meines eigenen wissenschaftlichen Arbeitens sind immer die gewesen, wenn ich etwas verstehen konnte, was mir vorher nicht klargeworden war, ganz egal, ob es nützlich war oder nicht. Geisteswissenschaften sind nicht ein Job wie jeder andere – das macht ihnen das Fortbestehen vielleicht heute so schwer, denn es gibt starke Kräfte, die mit dem Verweis auf gesellschaftliche Zwänge und Notwendigkeiten versuchen, genau diesen Gedanken – Geisteswissenschaften seien ein Job wie jeder andere – an der Universität durchzusetzen. Letztlich steckt hinter dieser Annahme auch der Gedanke, dass diese Arbeit auch fast jeder tun könnte und dass die Besetzung von Stellen deshalb nicht nur aufgrund der Qualität des Kandidaten, sondern auch aufgrund anderer Kriterien wie des Arbeitsgebiets, des Geschlechts oder anderer Faktoren erfolgen könnte. Das ist aber keineswegs der Fall. Begabungen spielen in so hohem Maße eine Rolle, dass es nicht wenige geisteswissenschaftliche Fächer gibt, die sich schwer damit tun, vorhandene Stellen adäquat zu besetzen.

Fortschritt kann in den Geisteswissenschaften nicht dadurch entstehen, dass man eine Reihe von Texten liest oder Fragebögen verschickt und dann auswertet. Letzteres ist übrigens eine Methode, die sich in den letzten Jahren massiv ausgebreitet hat, vielfach aber zu Unrecht behauptet, Wissenschaft zu sein. Sie führt den ursprünglichen Gedanken von Wissenschaft methodisch ganz im Gegenteil ad absurdum. Echte

Wissenschaft muss hart arbeiten. Sie fragt so, dass Texte oder Menschen ihr Wissen von selbst preisgeben. Wissenschaftlicher Fortschritt entsteht in den Geisteswissenschaften dadurch, dass sich Wissenschaftler auf ihr Material einlassen und zu erkennen versuchen, wo sie es nicht verstehen. Der Prozess der Entschlüsselung muss auf wissenschaftliche Methoden ebenso vertrauen wie manchmal auf den Zufall und die Gunst der Stunde. Nur in Grundlagenforschung dieser Art zeigt sich der Eros echter Wissenschaft. Solche Momente der Erkenntnis lassen sich nur schwer züchten. Leider entziehen sie sich zumeist auch regelmäßigen Arbeitszeiten, und sie entstehen nur in freier Atmosphäre. Das Verstehen ist der eigentliche Kern der Geisteswissenschaften, nicht das Aufhäufen von Material. Im chinesischen Buddhismus gibt es den Gegensatz von allmählicher und plötzlicher Erleuchtung. Die Allmählichkeit ist auch für die Geisteswissenschaften von hoher Bedeutung, auch das Aufhäufen ist wichtig, aber der plötzliche Geistesblitz bringt erst das eigentliche Ergebnis. Oft stellt es sich genau dann ein, wenn man selbst am wenigsten damit rechnet.

An dem immens wichtigen Punkt der Freiheit der Wissenschaften gilt es einzuhaken. Denn Freiheit des geisteswissenschaftlichen Forschens ist eine ganz zentrale Voraussetzung für dessen Erfolg. Sie ist aber durchaus keine Selbstverständlichkeit. Natürlich gibt es Anforderungen an die Universität und ihre Lehrenden, die die Möglichkeiten freier Entfaltung einschränken. Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, dass dies immer so gewesen ist und dass außerakademische Interessen ein Recht darauf haben, Berücksichtigung zu finden. Die mittelalterliche Universität hatte bekanntermaßen drei wichtige Fächer: Theologie, Jura und Medizin. Deren vorrangiges Ziel war die Ausbildung nützlicher Mitglieder der Gesellschaft und erst an zweiter Stelle eine Vermehrung des Wissens. Dem Studium der eigentlichen Fächer nur vorgeschaltet waren die *Septem Artes Liberales*, aufgeteilt in Trivium und Quadrivium, allgemeinbildende Fächer, die keinen direkten Berufsbezug hatten, deren Kenntnis aber durchaus nützlich war: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Dies blieb auch so, nachdem sich der Universitäts-

gedanke von Bologna aus in Europa ausbreitete. Die *Artes* emanzipierten sich im Lauf der Zeit und führten zur Gründung neuer Wissenschaften: Physik, Metaphysik und praktischer Philosophie – also Natur- und Geisteswissenschaften. Bei Letzteren stand der praktische Zweck des Studiums nicht mehr zwangsläufig im Vordergrund. So wie die Ludwig-Maximilians-Universität heute hatte also auch die spätmittelalterliche Universität vier Säulen, von denen zwei, nämlich Jura und Medizin, die Vorläufer entsprechender heutiger Säulen waren. Dass die Theologie einmal zumindest teilweise in die Geisteswissenschaften eingegliedert werden würde, war nicht abzusehen. Wichtiger aber ist, dass die zunächst zweckfreien Wissenschaften, für die es kein klares Berufsbild gab, eine gemeinsame philosophische Fakultät bildeten, die sich erst in der Moderne in Natur- und Geisteswissenschaften aufgespalten hat.

Einen Aufschwung erlebten die Wissenschaften im 17. und 18. Jahrhundert dadurch, dass sie die Fesseln der *Lingua Franca* des Lateinischen teilweise sprengten und begannen in den Nationalsprachen zu unterrichten. Mit der Freiheit, so zu schreiben, wie man es am besten konnte, gingen die großen wissenschaftlichen Revolutionen einher. In Frankreich wurden nach der Französischen Revolution zahlreiche alte Universitäten als typische Institutionen des *Ancien Régime* geschlossen, stattdessen wurde der Grundstein für die *polytechniques*, die *écoles* gelegt, die praktischen Ausbildungszwecken dienen sollten – vor dem Hintergrund der industriellen Revolution ein naheliegender Gedanke. Wilhelm von Humboldt setzte ein eigenes Bildungsideal dagegen, dem die deutschen Wissenschaften, und zwar Natur- wie Geisteswissenschaften, bekanntermaßen ihre Hochblüte im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert verdanken. Dabei ist allerdings zu bemerken, dass die Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin bei ihrer Gründung immer noch aus den alten vier Fakultäten bestand. Man sollte nicht irren: Auch in der humboldtschen Universität mit ihrem Ideal von der Einheit von Forschung und Lehre war die Ausbildung von Studenten und die Vorbereitung auf das Berufsleben danach eine zentrale Aufgabe der Universität – es ging niemals einzig um das freie Forschen. Allerdings gab es keine Instanzen, die den Wissenschaftlern Vorgaben machten, wie und

was sie unterrichteten bzw. erforschten (solange sie sich staatstragend verhielten): Das blieb ihre ureigene Kompetenz. Als im Jahr 1909 als Ergebnis eines langen Differenzierungsprozesses der Wissenschaften in Hamburg der erste Lehrstuhl meines Faches, der Sinologie, in Deutschland eingerichtet wurde, noch bevor es dort eine Universität gab, waren die Motive eindeutig wirtschaftsgetrieben: Die Hamburger Kaufleute brauchten Chinawissen. Aber sie mischten sich nicht in das ein, was die Professoren aus dem Fach machten. Auf die konkreten Forschungs- und Studieninhalte kam es nicht an, man verließ sich auf die Expertise der Professoren. Entscheidend waren Wissensvermehrung und Ausbildung von Personen mit Grundqualifikationen, die sie universell einsetzbar machten. Das war ganz im Sinne Humboldts, und es war erfolgreich. Einhundert Jahre später scheint dieser Gedanke aus einer Vielzahl von Gründen zur Disposition zu stehen, mit Konsequenzen, welche für die Geisteswissenschaften schwieriger zu bewältigen sind als für die Naturwissenschaften.

Natürlich hat die deutsche Wissenschaftslandschaft durch den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg einen entscheidenden Rückschlag erlitten. Doch nach dem Krieg kehrte man zunächst zum System der alten Universität zurück, von der noch viele träumen, wenn sie von der großen Reputation deutscher Natur- und Geisteswissenschaften sprechen. Es war eine Universität mit einigen wenigen Professoren und Studenten. Unter den Universitäten herrschte Wettbewerb um die besten Köpfe, Fehlberufungen waren angesichts der geringen Stellenzahl für jede Universität ein großes Problem. Das änderte sich mit der Bildungsreform der siebziger Jahre, im Zuge derer sich die Tore weit öffneten. Eine hohe Zahl der neuen Studenten brachte nicht denselben Bildungsgrad mit, der vorher selbstverständlich war. Gleichzeitig musste zu ihrer Ausbildung eine große Zahl von Professorenstellen geschaffen werden. Auch hier konnte fast zwangsläufig nicht derselbe Exzellenzgedanke vorherrschen, der vorher gegolten hatte. Beides zusammen führte zu etwas, was die deutsche Universität zuvor nur in sehr geringem Maße gekannt hatte: zu Rechtfertigungsdruck. Das

war der ganz große Bruch, an dem die Geisteswissenschaften bis heute laborieren.

3. Wozu Geisteswissenschaften heute?

An dieser Stelle beginnen sich die Wege von Geistes- und Naturwissenschaften voneinander zu trennen. Denn auch wenn die meisten Zeitgenossen keine Ahnung davon haben, welches Wissen in den Naturwissenschaften tatsächlich vermittelt wird, stellt niemand die Nützlichkeit eines Studiums der Chemie oder der Physik infrage. Die Biologie hatte zwischenzeitlich einen schwereren Stand, doch gibt es mittlerweile genug Phantasien, dass auch sie industriell verwertbares Wissen erzeugen müsse. Bei den Geisteswissenschaften ist das anders. Die siebziger Jahre hatten eine starke Ausweitung der universitären Stellen, auch in den Geisteswissenschaften, gebracht. Als in den 1980er und 1990er Jahren der Rotstift angesetzt wurde, galt es sich zu verteidigen und Nutzen und Notwendigkeit des jeweiligen Faches zu begründen. Bei den großen geisteswissenschaftlichen Fächern tat man dies gerne durch Verweis auf die Lehrerbildung, ganz anders als in den Naturwissenschaften, für die Lehrerbildung immer eher ein Anhängsel geblieben ist. Dies war ein verständlicher, aber wahrscheinlich nicht besonders kluger Schachzug der Geisteswissenschaften, denn zwar streitet niemand ab, dass es eine vornehme Aufgabe der Universität ist, gute Lehrer auszubilden – auch schon seit Humboldt und davor –, doch die gesellschaftliche Reputation der Wissenschaften hat sich davon nie abgeleitet. Die Lehrerbildung mag Teil nationaler Agenden sein, die auch in Zeiten der Globalisierung ihre Daseinsberechtigung nicht verloren haben. Das aber reicht nicht aus, um teure Geisteswissenschaften an den Universitäten zu rechtfertigen.

Daran schließt sich natürlich die Frage an: Wozu sind Geisteswissenschaften da, wenn die These stimmt, dass die Lehrerbildung nur ihr Nebenprodukt ist?³ Geisteswissenschaften sind Wissenschaften vom Menschen. Geisteswissenschaftler versuchen, sich in andere Menschen hineinzusetzen und

3 Osterhammel, op. cit., S. 24, schreibt, in der Humboldtschen Universität sei „es keine lästige Nebenpflicht, sondern eine der vornehmsten Aufgaben der Philosophischen Fakultät“, gewesen, „Gymnasiallehrer auf wissenschaftlichem Niveau auszubilden“. Das bedeutet allerdings nicht, dass man dafür eigene Curricula für Lehrer unterhalten hätte, wie das bei der heutigen Lehrerbildung der Fall ist. Vielmehr konnten künftige Lehrer an den allgemeinen wissenschaftlichen Seminaren teilnehmen wie jeder andere Student auch.

nachzuvollziehen, was diese denken oder aber gedacht haben. Daraus entstehen allgemeingültige Aussagen über Menschen und Gesellschaften, die natürlich jederzeit revisionsfähig sind. Das Verfahren ist dabei, nicht immer, aber sehr häufig, das der Hermeneutik, wie es insbesondere von Dilthey als charakteristisch für die Geisteswissenschaften herausgearbeitet wurde. Sie produzieren dabei vielfach Erkenntnisse um der Erkenntnis willen: Die Menschheit könnte zumeist auch damit leben, wenn, was sie sagen, hundert Jahre später gesagt würde. Auf den Zeitpunkt kommt es nicht an. Manchmal sollte man Geisteswissenschaftler vielleicht als Experten zu aktuellen Dingen befragen. Ihr Daseinszweck aber ist das sicherlich nicht.

Eine wichtige Funktion von Geisteswissenschaften liegt darin, intellektuelle Traditionen und geistige Erbschaften zu bewahren; und das Interesse gilt keinesfalls nur den jeweiligen Nationaltraditionen. Als Hüter der Traditionen sind sie verpflichtet, modische Trends auf die Probe zu stellen, denn die Erforschung des Denkens anderer, hier und jetzt oder in der Vergangenheit, zeigt sehr häufig, dass diese alles ganz anders machen, als es bei uns als zwangsläufig in der Zeitung steht. Eine der vornehmsten Aufgaben geisteswissenschaftlicher Ausbildung sollte es sein, die Erkenntnis zu vermitteln, dass Verallgemeinerung eben nicht so einfach ist, weil andere Menschen viele Dinge anders sehen als wir, manchmal zu Unrecht, manchmal aber auch zu Recht, und dass es sich deshalb lohnt, wider den Stachel der herrschenden Meinung zu löcken, auch wenn es um Themen geht, bei denen die Antwort auf die Frage nach dem, was gut und richtig ist, oft so offensichtlich zu sein scheint. Geisteswissenschaften sind dann gut, wenn sie nicht politische Agenden bedienen oder sich in den Dienst von Ideologien, welcher Seite auch immer, nehmen lassen, sondern wenn sie unbestechlich bleiben und – genauso wie die Naturwissenschaften – auf der Basis von belastbaren Quellen arbeiten und diese auch vorlegen. Gute Geisteswissenschaftler unterlassen die Produktion von Ideologie, und sie arbeiten auch nicht mit teleologischen Modellen oder Heilsvorstellungen jedweder Art. Wenn sie sich aktueller Themen annehmen, dann sollten sie ihre eigenen gesellschaftspolitischen Überzeugungen bei der Arbeit außen vor lassen, damit man ihnen nicht den Vorwurf machen

kann, Studien zu erstellen, bei denen der Wunsch Vater des Gedankens war. Dieser methodischen Seriosität haben sich die Geisteswissenschaften leider, in der Vergangenheit genauso wie heute und zu ihrem eigenen Schaden, nicht immer befleißigt: Leicht unterliegen sie der Versuchung, andere auf einen zweifelhaften Fortschrittspfad ziehen zu wollen, weil dieser augenblicklich richtig aussieht. Das war nicht nur im Nationalsozialismus der Fall, sondern gilt auch heute noch.

Geisteswissenschaftliches Wissen hat eine verhältnismäßig lange Halbwertszeit. Während in vielen anderen Wissenschaften schon fünf bis zehn Jahre alte Erkenntnisse veraltet sind, lässt sich das über die Geisteswissenschaften nicht so einfach sagen. Auch Bücher oder Aufsätze von vor 100, 200, manchmal auch 500 Jahren müssen nicht obsolet sein und sind darum lesenswert oder sogar: noch zu lesen. Das hat natürlich auch Auswirkungen auf die Voraussetzungen guter Geisteswissenschaft: Sie können es sich, wenn sie auf hohem wissenschaftlichen Niveau agieren wollen, nicht leisten, monolingual zu werden, wie das den Naturwissenschaften, aber auch manchen Sozialwissenschaften widerfahren ist. Denn neben dem Menschen ist der zweite Gegenstand der meisten Geisteswissenschaften die Sprache, weshalb auch der erste und bedeutendste Paradigmenwechsel von zahlreichen „turns“ des zwanzigsten Jahrhunderts der „linguistic turn“ gewesen ist. In seinem Gefolge wurden mit einiger zeitlicher Verzögerung ein wenig einfalllos der „spatial“ bzw. der „iconic“, der „cultural“ oder der „performative turn“ hinzuerfunden – und es ließen sich noch viele weitere „turns“ nennen: Ob das für die Außendarstellung der Geisteswissenschaften so klug ist? Solange es einen turn gibt, ist dessen Bedeutung unbenommen. Wenn es aber viele werden, dann drängt sich der Verdacht auf, dass dies alles sehr beliebig und von überaus geringer Haltbarkeit ist.

4. Sprachkompetenz

Ein guter Geisteswissenschaftler musste bis vor kurzem mehr als zwei Sprachen lesen können. Das traf auch auf Wissenschaften wie die Germanistik zu, die ohne Latein, Französisch und Englisch nicht ernsthaft betrieben werden konnte: Wer als Wissenschaftler die

langen Sätze eines späten Autors wie Thomas Mann liest, sollte auch wissen, was Marcel Proust geschrieben hat, und das nicht nur auf der Basis von Übersetzungen. Genau hier aber liegt ein Problem: Denn in unserer globalisierten Welt gilt, obwohl das vollkommen widersinnig ist, an vielen Stellen genau das Gegenteil als erstrebenswert. Das liegt nicht nur daran, dass die USA die Fremdsprachenunterweisung aus nationalen Gründen seit dem Ersten Weltkrieg zurückgefahren haben und Großbritannien sie immer nur in einigen elitären Kreisen praktiziert hat, sondern auch daran, dass die Nationen, die als Mitspieler hinzugekommen sind, Vielsprachigkeit nicht als Bildungshorizont wahrgenommen haben, obwohl sie in Asien und Afrika oftmals selbstverständlich war und ist. Zum Zweck der Bildung lernte man die Sprachen der Kolonialherren – und das stimmt so eben oft bis heute. Die globalisierte Welt funktioniert nicht nach den Spielregeln der Geisteswissenschaften. Sie spricht, wenn überhaupt Fremdsprachen, dann Englisch. Das ist methodisch höchst problematisch, denn es führt häufig dazu, dass das marginalisiert wird, was für die Geisteswissenschaften konstituierend ist: Sprache und Geschichte.

Dazu tragen auch Entwicklungen bei, die außerhalb der Universität geschehen: die PISA-Studie zum Beispiel, die versucht, Bildung weltweit zu vergleichen, dabei aber natürlich diejenigen Dinge weniger gewichten muss, die nicht vergleichbar sind. Sprachenausbildung war einmal eines der zentralen Elemente des deutschen Gymnasiums, und sie ist in einer globalisierten Welt wichtiger denn je, nicht nur, aber besonders auch für die Geisteswissenschaften. PISA kann sie aber leider nicht vergleichen – denn wer lernt schon außerhalb einiger Teile Kontinentaleuropas und der Weltgegenden, wo eine der exotischeren Sprachen plötzlich gar nicht mehr exotisch ist, Latein, Griechisch, Französisch, Italienisch oder Russisch? Also gehören solch zentrale Bestandteile deutscher Schulausbildung nicht zu dem, wofür man Schüler unter Druck setzen muss, um international besser abzuschneiden. Das ergibt zwar keinen Sinn, aber danach fragt – fast – keiner. Auch hier arbeitet die Globalisierung also gegen die Interessen von Kultur- und Geisteswissenschaften.

Vor einigen Jahren bat mich die EU-Kommission an der Erstellung eines Reference Indexes von Zeitschriften

teilzunehmen, übrigens eines weitgehend gescheiterten Projekts. Damals hörte ich den schönen Satz: „You write in order to be read.“ Ich habe über ihn oft nachdenken müssen und mich gefragt, ob er wirklich so stimmt, wie alle Kommissionsmitglieder einträchtig dachten. Denn einerseits will natürlich jeder Autor, dass man ihn lese, doch darf das nicht dazu führen, dass man sich nur noch solchen Themen nähert und solcher Sprachen bedient, die zur Erreichung einer möglichst großen Leserschaft nützlich sind. Dann nämlich wäre die Wissenschaft im Journalismus aufgegangen.

5. Bologna

Die Geisteswissenschaften haben wichtige Botschaften, aber offenbar gibt es starke Kräfte, die sie nicht hören wollen bzw. die bewirken, dass sie nicht das Gehör finden, das sie eigentlich haben könnten. Woran liegt das? Die Universitäten unterrichten heute in der Mehrzahl Studenten, die keine Wissenschaftler werden wollen. Bis zur Entstehung der Massenuniversität hat das die Professorenschaft nicht interessieren müssen. Sie unterrichtete aus der Perspektive ihrer Forschung und kümmerte sich nicht großartig darum, was aus ihren Zöglingen wurde, wenn sie nicht in der Wissenschaft blieben. Dass diese einmal eine wissenschaftliche Sichtweise gelernt hatten, reichte als Berufsqualifikation aus. Die Massenuniversität, welche die Bildung demokratisierte, hat dem ein Ende gesetzt: Viele schafften das, was als selbstverständlich an sie herangetragen wurde, nicht und brachen das Studium ohne Abschluss ab (übrigens genau wie an der mittelalterlichen Universität). Solange die Zahl der Universitätsabgänger geringer war als der Bedarf an universitätsqualifiziertem Personal, war dies kein Problem. Doch irgendwann kippte der Trend. Die Politik musste reagieren. Sie tat es, indem sie auf Bologna zurückgriff, den Ort, an dem die Universität ihren Anfang genommen hatte – interessanterweise auch mit der Einführung von Abschlüssen, die es im Mittelalter schon einmal gegeben hatte, den Baccalaureus und den Magister Artium. Nur dass man diese Titel jetzt auf Englisch vergibt, weil das vermeintlich zeitgemäßer klingt.

Die Naturwissenschaften können mit der Reform anscheinend verhältnismäßig gut umgehen. Bei ihnen ist offensichtlich, dass ein Bachelor nur eine Grundauss-

bildung darstellt, und dass, wer wirklich zu höheren Weihen aufsteigen möchte, das Diplom, den Magister/ Master oder gar die Promotion anhängen muss. Über Theologie, Jura und Medizin, die drei großen Urfakultäten des Mittelalters reden wir nicht. Ausgerechnet sie hat der deutsche Staat von den Reformen ausgenommen, sodass ihre Abschlüsse anderen Kriterien folgen wie eh und je: Keine Experimente! Die Geisteswissenschaften stehen jedoch als vergleichsweise junge Fächergruppe aus dem 19. Jahrhundert vor einem Problem: Die Jahre seit der Reform zeigen, dass viele geisteswissenschaftliche Studenten die LMU verlassen, nachdem sie eine Art Propädeutikum zur Wissenschaft durchlaufen haben, ohne dessen höheren Zweck zu begreifen. Werden wir unter diesen Bedingungen auch in Zukunft noch die Welt mit deutschen Geisteswissenschaftlern versorgen? Ich bezweifle das. Vielleicht ist das für beide aber auch nicht schlimm. Die Bologna-Reform hat es Studenten der Geisteswissenschaften leichter gemacht, die Universität mit einem Abschluss zu verlassen. Das Geschäft der Geisteswissenschaften allerdings hat sie erschwert, zumindest wenn dieses aufwendige Vorkenntnisse erfordert, deren Erwerb einen großen Teil des Studiums in Anspruch nimmt, sodass die inhaltliche Ausbildung in dieser Zeit zu kurz kommt. In drei Jahren lässt sich der wahre Sinn eines geisteswissenschaftlichen Faches kaum vermitteln, wenn die Propädeutik davon schon zwei Jahre dauert. Ob guter wissenschaftlicher Nachwuchs bleibt, ist so weitgehend dem Zufall überlassen. Warten wir die Entwicklungen ab. Aber leicht wird die Zukunft für unsere Zunft mit Sicherheit nicht.

6. Nützlichkeit

Jammern hilft nichts. Und als Geisteswissenschaftler sollten wir uns ehrlicherweise fragen, ob wir tatsächlich einfach nur Opfer widriger Politik sind oder ob wir nicht zu der vertrackten Lage selbst beigetragen haben. Schauen wir auf mein eigenes Fach, die Sinologie – aber gleiches gilt für alle traditionellen Kulturwissenschaften, die sich mit außereuropäischen Kulturen beschäftigen –, dann ergibt sich ein interessantes Bild. Die Sinologie war einst ein Fach des Geistes. Leibniz lernte von jesuitischen Missionaren, die den Daheimgebliebenen in Europa beibrachten, dass es eine Welt gebe, die der

eigenen in vielerlei Hinsicht überlegen sei. Also musste man die chinesische Welt mit all ihren verschlungenen Pfaden der Kultur kennenlernen. Das war ein Projekt, das die Sinologie für lange Zeit angetrieben hat. In der alten europäischen Universität, die bis in die 1980er Jahre hinein überlebt hat, war das kein Problem. Doch als sich Universitäten in den USA nach dem Zweiten Weltkrieg nach europäischem Vorbild eine Sinologie zulegen wollten, da konnten sie dies nicht mehr, ohne darauf zu verweisen, dass das alles jenseits des Verstehens einer fremden Kultur auch politisch nützlich sei. Das war die Geburtsstunde der Area Studies. Deren Vertreter versuchten die Politik ihres Landes von ihrer Notwendigkeit nicht durch das zu überzeugen, was die Grundlagen des Faches gewesen waren, sondern dadurch, dass bestimmte Kenntnisse politisch und militärisch von Nutzen seien. Sie rückten politische und wirtschaftliche Verhältnisse zulasten der Philologie in den Vordergrund der Ausbildung. Das war die Umkehrung des humboldtschen Ideals, das davon ausging, dass der Nutzen ein Abfallprodukt der Wissenschaft sei. Hier ging es darum, Wissenschaft damit zu rechtfertigen, dass sie nützlich sei. Humboldt ging davon aus, dass wissenschaftlicher Unterricht nebenbei Staatsbürger generiert, die in der Lage seien, dem Gemeinwesen zu nützen. Der aktuelle politisch-administrative Ansatz der Area Studies geht umgekehrt davon aus, dass Wissen vermittelt werden kann, das dem Staat (oder heute häufiger dem Unternehmen) nützt, und als Abfallprodukt davon können auch wissenschaftliche Projekte betrieben werden, deren Nutzen nicht auf den ersten Blick sichtbar ist. Die Gefahr dabei ist, dass der eigentliche Gegenstand des Faches marginalisiert wird. Dann kann in der Sinologie zwar noch die Staatsverfassung der Volksrepublik China oder deren wirtschaftlicher Erfolg unterrichtet werden, nicht aber die für das Fach theoretisch viel wichtigeren kulturellen Grundlagen, die für das Verständnis der heutigen Zustände eben auch erforderlich sind. Erst wenn es diesen ursprünglichen Gegenstand nicht mehr gibt, wird man sehen, wie sehr er eigentlich fehlt. Die hermeneutische Methode, die Dilthey zufolge die Geisteswissenschaften ausmacht, droht heute in vielen geisteswissenschaftlichen Studiengängen verlorenzugehen. Wenn Texte und Kulturen nicht mehr nach dem befragt und unter-

sucht werden, was sie sagen wollen, sondern nach von außen an sie herangetragenen Gegenständen, dann kann man das hinterher oftmals auch forschersischen Erzeugnissen ansehen, von denen man nicht selten meinen mag, dass sie auch ohne ein aufwendiges Studium hätten erzielt werden können.

Man sollte das nicht falsch verstehen: Die Area Studies hätten nie so erfolgreich sein können, wenn sie nicht ein wichtiges Desiderat der Kulturwissenschaften aufgedeckt hätten. Nach dem Zweiten Weltkrieg war deutschen Geisteswissenschaften die Welt aus politischen Gründen an vielen Stellen verschlossen. Sie zogen sich daher auf das zurück, was unter diesen Umständen am einfachsten zu bewältigen war, nämlich auf altphilologische Studien. Das reichte natürlich nicht aus. Zu Recht kritisierten die Vertreter der Area Studies die traditionelle geisteswissenschaftliche Forschung, indem sie fragten: „Wo ist Eure Kompetenz für die gegenwärtigen Probleme? Kennt ihr die Welt, über die ihr redet?“ Eine solche Frage wäre einem Sinologen der Vorkriegszeit kaum gestellt worden, denn zumeist hatte er Jahre im Land zugebracht. Doch bei der Antwort auf diese Frage vergaß man vielerorts die Diskussion darüber, ob nicht beide Seiten gleichermaßen notwendig seien. Eigentlich hätten insbesondere die Sozialwissenschaften erkennen müssen, dass ihnen wichtige Kompetenzen für die Anwendung ihrer Modelle auf das Beispiel Asiens, Afrikas oder Südamerikas fehlten. Wirtschaftswissenschaften, Politologie und Soziologie, die systematisch eigentlich der richtige Ort für die Area Studies gewesen wären – so wie dies in den USA auch der Fall ist –, haben sich aber in den meisten deutschen Universitäten konsequent einer Öffnung gegenüber den Area Studies verweigert, weil sie ihre Systeme nicht allzu komplexen Fragestellungen aussetzen wollten. Sie haben vielerorts globale Kompetenzen sogar systematisch abgebaut, mit der Begründung, diese seien theoriefern. In einem globalen Wettbewerb hinken sie an dieser Stelle deshalb heute hinterher. Stattdessen überließen sie den Kulturwissenschaften die Globalisierungsarbeit. In diesen wiederum entbrannte ein sinnloser, aber ressourcenbedingter Streit zwischen den Parteien, der nicht selten mit einer Niederlage der traditionellen Seite endete, weil man deren Inhalte schlechter verkaufen konnte als diejenigen der Area

Studies. Leider hatten die Vertreter der Area Studies, die mancherorts im Lauf der Zeit durchaus philologische Kompetenzen sammelten – dass das auch gut gehen kann, zeigt das Beispiel amerikanischer Spitzenuniversitäten –, häufig das Problem, dass sie ihren Sieg nicht auskosten konnten, weil sie von den großen Disziplinen nicht anerkannt wurden, da ihnen deren disziplinäre Ausbildung fehlte. Was eigentlich notwendig gewesen wäre, dass nämlich Area Studies und Kulturwissenschaften sich gegenseitig stärkten und Hand in Hand gingen, blieb im Streit um Geld und Stellen allzu häufig aus.

Fächer wie die Philosophie oder auch die Evangelische Theologie waren einst Massenfächer mit Tausenden von eingeschriebenen Studenten. Das lag wohl daran, dass man ihnen im Gefolge der Ideen von 1968 gesellschaftsverändernde Kraft zuschrieb, ein Gedanke, der spätestens mit dem Zusammenbruch des sozialistischen Systems in Osteuropa an Attraktivität verlor. Wo diese Fächer nicht ihre gesellschaftliche Relevanz ausweisen – und Themen wie Ethik oder Religionswissenschaft besetzten Gegenstände, die zwar wichtig, aber eben nur ein kleiner Teilbereich des eigentlichen wissenschaftlichen Spektrums der betroffenen Disziplinen sind – haben sie einen erheblichen Schrumpfungsprozess durchmachen müssen. Auch Disziplinen, die den Konflikt von Regionalwissen und Kulturwissenschaft nicht kennen, sind also Druck von außen ausgesetzt und können nicht mehr gänzlich eigenständig agieren. Erfolgversprechend ist offenbar die Strategie, konsequent auf das Kerngeschäft, nämlich saubere Wissenschaft und Forschung, zu setzen und nicht auf Studentenzahlen. Das allerdings ist natürlich nicht ungefährlich.

Auf die Sinologie bezogen kann man sehr schön sehen, was in den letzten Jahrzehnten passiert ist: Während etwa in den 1980er Jahren in Hamburg, an einem Institut, das bei starker Betonung auf guter Sprachkompetenz ein recht traditionelles Wissenschaftsverständnis hatte, ein sinologischer Magister erworben werden konnte, wenn kulturelle Kenntnisse des Landes durch Textarbeit unter Beweis gestellt wurden, werden heute an vielen sinologischen Seminaren – mein eigenes und auch meine eigene Person eingeschlossen – vielfach Examensthemen vergeben, die mit der Kenntnis chine-

sischer Kultur nicht mehr viel zu tun haben. Wie oft habe ich in den letzten Jahren Abschlussarbeiten zur Windkraft oder Sonnenenergie in China gelesen, einfach weil mir klar war, dass es überhaupt keinen Zweck hätte, ein schwierigeres kulturelles Thema zwangsweise zu vergeben? Dabei wäre wenig Sinnvolles herausgekommen, weil die Studenten weder über das Interesse noch das nötige Rüstzeug verfügten, einer komplexeren Fragestellung nachzugehen. Natürlich verstehe ich von Sonnenenergie nichts, und die wissenschaftliche Ausbildung, die meine Studenten erfahren haben, wird in diesen Themen auch nicht sichtbar. Mit Geisteswissenschaften hat all das gar nichts mehr zu tun. Doch die Schilderung des Phänomens ist wichtig, weil es einem Druck geschuldet ist, unter den große Teile der Geisteswissenschaften in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren geraten sind und der der Generation von Geisteswissenschaftlern zuvor noch nicht deutlich war. Natürlich macht er ein großes Fragezeichen hinsichtlich der Zukunftsfähigkeit kulturwissenschaftlicher Fächer. Diese vergeben aus zweierlei Gründen andere Themen als früher: Einerseits weil die Kompetenz, ein gehaltvolles Thema zu bearbeiten, nach dem Bachelor-Abschluss noch nicht gegeben ist, andererseits weil aufseiten von Prüfer und Prüfling gleichermaßen die Furcht herrscht, dass Personalleiter großer und mittelständischer Unternehmen, selbst wenn sie selber Geisteswissenschaftler sind, Absolventen nicht einstellen, deren Prüfungsthemen zu esoterisch klingen. Wer sich dem entgegenstellt, dem droht die Marginalisierung, weil die Absolventen ausbleiben (die Indologie hat dies an vielen Standorten in Deutschland versucht, mit dem Ergebnis, dass mehrere dieser Standorte geschlossen wurden). Wo man jedoch umstellt, da droht die klassische Geisteswissenschaft verlorenzugehen. Dass sich eine Universität ein neues Standbein aufbaut, mit dem sie versucht, eine Brücke zwischen Sozial- und Geisteswissenschaften zu schließen, anstatt die Verbindungen dadurch einzureißen, dass sie sich auf eine der Seiten stellt, ist überaus selten.

7. Geisteswissenschaften, gerechte Sprache und die Außenwelt

Noch ein auf den ersten Blick vielleicht etwas ferner

liegender Gedanke zur fehlenden Akzeptanz der Geisteswissenschaften: Der Verfasser dieser Zeilen hat nach seiner Promotion einige prägende Jahre außerhalb der Universität in einem Wirtschaftsverband zugebracht, in dem er sich übrigens in recht kurzer Zeit die regionalwissenschaftlichen Kenntnisse zur chinesischen Politik und Wirtschaft anzueignen hatte, die nicht Gegenstand seines Studiums gewesen waren. Auf der Basis der Grundlagen dieses Studiums ging dies glücklicherweise zügig vonstatten – genau wie sich Humboldt dies wohl einmal vorgestellt hatte. Neben der Erkenntnis, dass das eigentlich der Zweck eines Studiums sein sollte, weckten diese Jahre einige tiefsitzende Zweifel hinsichtlich der gesellschaftlichen Durchsetzungsfähigkeit des intellektuellen Habitus, der an der Universität vorherrschend ist. Sie glaubt, in einer Reihe von gesellschaftspolitischen Fragestellungen Vorreiterin zu sein – aber genau das ist es, was ihre Akzeptanz in der außeruniversitären Realität oft infrage stellt. Denn sie fragt nur sehr selten danach, wie ihr Verhalten außerhalb der Universität ankommt. Sobald man eine feste Stelle an der Universität hat, kann einem das hierzulande egal sein. Solange dies nicht der Fall ist, sollte man allerdings aufpassen.

Ein zentrales Beispiel für dieses Problem ist die Einführung der gut gemeinten geschlechtergerechten Sprache an deutschen Universitäten. Neulich saß ich bei einer gemeinsamen Veranstaltung der Max Weber Stiftung und der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften in Düsseldorf zum Thema „Bildung: Zwischen Humanismus und Ökonomie“. Auf dem Podium saß der Direktor eines Institutes der Max Weber Stiftung, der seit einiger Zeit nicht mehr im deutschen Universitätssystem zu Hause ist, eine Moderatorin vom Rundfunk sowie zwei nordrhein-westfälische Professoren. Jenseits des spannenden Themas war für mich interessant, dass die beiden Professoren immer von „Studierenden“ sprachen, während die Moderatorin und der Direktor den Plural „Studenten“ verwendeten. Offenbar hatten die Außeruniversitären noch nicht verstanden, dass der Plural des Wortes „Student“ an deutschen Universitäten mittlerweile, weil diskriminierend, obsolet ist. Natürlich lässt sich trefflich darüber streiten, ob Studierende wirklich dasselbe sind wie Studenten oder Studentinnen. Das deutsche Partizip

hatte einmal einen anderen Sinn als das lateinische, das im Übrigen – das mag im Zuge von Internationalisierungsbestrebungen der Universitäten nicht ganz unerheblich sein – einheitlich europäisch ist (deutsche Universitäten kündigen den sprachlichen Konsens gerade auf). Manchmal war es etwas abwertend, auf jeden Fall aber beschrieb es einen aktuellen Zustand: Studierende sitzen vor Büchern oder Computern, während Studenten manchmal auch einfach nur ausschlafen. Belehrung zu diesem Thema erhält, wer Zeitung liest, in recht kurzen Abständen, und zwar von beiden Seiten. Im selben Zug spricht die DFG heute auch von Promovierenden anstelle von Doktoranden – streng genommen war natürlich letzteres ebenfalls korrekter, denn das lateinische Wort „promovere“ gibt das deutsche „promovieren“ nicht her. Der Duden hat es dennoch geadelt, und so sei das in Ordnung. Niemand würde heute noch an der Universität auf einem eigentlich korrekteren Ausdruck beharren, wenn er sich damit dem Verdacht aussetzen würde, Frauen zu diskriminieren.

Immer häufiger hört man aber in letzter Zeit auch von „Doktorierenden“ anstelle von „Doktoranden“. Da hört es dann wirklich auf – das klingt nur noch nach Herumlaborierenden oder Lavierenden. Mit rasendem Tempo breitet sich momentan die Anrede „Dozierende“ aus, obwohl ich mir, als ich Professor wurde, natürlich alles vorgenommen hatte, nur nicht zu dozieren, denn das schließt im Deutschen den Dialog mit den Studenten eindeutig aus. Der von edlen Motiven getriebene Universitätston lässt solche kleinen Unterschiede aber oft vergessen und stößt genau deshalb an seine Grenzen. Was aber wirklich wichtig ist: Er droht, den Kontakt mit der Realität zu verlieren. Es mag sympathisch sein, Literaturwissenschaftlerinnen bei DFG-Begutachtungen wie selbstverständlich ausschließlich von „Wissenschaftlerinnen“ sprechen zu hören, obwohl sie auch Männer meinen – das ist ja nur als eine nette Provokation gemeint. Schließlich wissen wir alle, dass es jahrhundertlang andersherum lief. Doch ob man mit solcher Sprachakrobatik heute oder in Zukunft auch außerhalb der Wissenschaft für die Sinnhaftigkeit geisteswissenschaftlicher Forschung werben kann, das bleibt fraglich.

Der Streit um die geschlechtergerechte Sprache ging in

Deutschland von Geisteswissenschaftlerinnen, genauer: Germanistinnen, aus. Er wird nun seit mehr als 30 Jahren ausgetragen, und der Versuch, geschlechtergerecht zu formulieren, hat sich an den Universitäten Bahn gebrochen. Der Bannstrahl gegen die Benutzung des Plurals „Studenten“ ist nur ein letztes Beispiel. Dagegen ist prinzipiell nichts einzuwenden: In manchen Fächern haben wir mittlerweile einen Frauenanteil von über 80 Prozent, und dem sollte man in der Anrede auch Rechnung tragen. Doch wenn außeruniversitäre, den Geisteswissenschaften sehr affine Menschen und Ausländer, die gerade mühselig das Deutsche gelernt haben, dennoch offenbar nicht bemerkt haben, dass man in Deutschland nicht mehr von „Studenten“ sprechen darf, dann fragt sich, ob sich die Universität nicht einen Jargon angewöhnt hat, den die außeruniversitäre Öffentlichkeit jenseits staatlicher Stellen und politischer Parteien, deren Klientel der Universität nahesteht, nicht übernommen hat und vielleicht auch niemals übernehmen wird, und ob sie nicht manches, was wir hier tun, einfach als Spinnerei abtut, die wir besser bleiben lassen sollten. Allein der vorliegende Text verstößt ständig gegen die Gendergerechtigkeit: Statt von „Hüttern“ von Traditionen hätte man oben von „Hütenden“ sprechen müssen, und anstelle von „Geisteswissenschaftlern“ von „Geisteswissenschaftenden“. Aber irgendwo führt sich das System der Geschlechtergerechtigkeit ad absurdum und lässt sich dem Publikum nicht mehr vermitteln. So mancher geisteswissenschaftliche Verbundantrag sollte nie einem Unternehmer in die Hände fallen. Das Gelächter wäre laut. Wissenschaft und Universität koppeln sich auf diese Weise von der außeruniversitären Realität ab. Das ist nicht ungefährlich für eine Gruppe von Hochschulabsolventen, die ohnehin mit größeren Schwierigkeiten beim Eintritt in den Arbeitsmarkt zu kämpfen hat als andere Absolventen.

Unbenommen bleibt, dass man sich Gedanken darüber machen sollte, wie man fair formuliert. Fraglich bleibt allerdings, ob dies durch den verzweifelte Versuch gelingt, ein gerechtes Einzelwort zu erfinden. An solchen Beispielen wird deutlich, was geisteswissenschaftlichen Argumentationen häufig fehlt: Geisteswissenschaftler sollten Beweise führen und erst dann Schlüsse ziehen. Dass Sprache diskriminiert und Machtdiskurse abbildet,

ist zunächst einmal nur eine vom Betrachter abhängige Vermutung. Methodisch sauber bewiesen ist sie bis heute nicht. Der Betrachter könnte unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen genauso gut die Auffassung vertreten, dass die Sprache gar nicht diskriminierend sein wollte, sondern einfach nur ökonomisch, als sie den kürzeren männlichen Plural für inklusiv erklärte und nicht den längeren weiblichen. Was machen eigentlich andere Sprachen wie das Italienische, die nicht nur das männliche Partizip „studenti“ haben, sondern auch noch einen männlich klingenden Artikel „gli“ im Plural, anders als die Deutschen, die offenbar einen frühen Anfall von Gerechtigkeitssinn hatten und den weiblichen Singularartikel für ihren Plural wählten? Sollte man den Italienern (und selbstverständlich auch den Italienerinnen) einen Verzicht auf Artikel anempfehlen, um die Geschlechterungerechtigkeit zu beseitigen?

Jedem, der die Sache bis zum Ende durchdenkt, ist klar, dass das Projekt einer vollständig geschlechtergerechten Sprache von vornherein zum Scheitern verurteilt ist, wenn wir nicht unendlich langatmig werden wollen. Der Grund dafür sind allerdings vermutlich nicht die unüberwindlichen patriarchalischen Strukturen unserer europäischen Sprachen, sondern die Tatsache, dass diese sich nicht so einfach auf Machtdiskurse reduzieren lassen, wie dies manchmal behauptet wird. Weder das Türkische noch das Chinesische haben die Möglichkeit, in der Anrede zwischen männlichen und weiblichen Adressaten zu unterscheiden. Niemand wird aber ernsthaft behaupten wollen, dass die Türkei oder China deshalb weniger patriarchal organisiert wären als Europa. Deshalb steht zu vermuten, dass die Sprache in Wahrheit kaum eine Auswirkung auf die gesellschaftliche Entwicklung hat und dass man mit Sprachreformen die Gesellschaft also kaum verändern können wird. Dennoch investieren Teile der Geisteswissenschaften, die über fremde Sprachen nicht nachdenken, erhebliche Zeit in das Unterfangen der Sprachbereinigung, wobei es übrigens gar nicht nur um das Thema „Gender“ geht: Sprachwissenschaftler sind es auch, die auf die Idee kommen, die Endung „-ling“ im Wort „Flüchtling“ sei herabsetzend, weshalb man besser von „Geflüchteten“ sprechen solle. Was ist mit dem „Prüfling“? Solche Spielereien, die in erster Linie bei den Geistes-

wissenschaftlern selbst Anklang finden, sind für deren Außenwirkung in verheerender Weise kontraproduktiv. Zum Teil muten sie wie verzweifelte Versuche an, auf einfache Art Relevanz zu reklamieren und dabei von Themenfeldern anderer, wesentlich konstitutiverer, aber esoterisch anmutender Teile der Geisteswissenschaften abzulenken, für die man ein offenes Ohr schwerer findet. Der Ruf nach Gerechtigkeit in der Sprache hat viel zu oft mehr mit Wohlfühlfaktoren zu tun als mit Wissenschaft oder einem echten Anliegen nach Qualität verpflichteter Chancengleichheit. Hat die Tatsache, dass man so etwas aus den Naturwissenschaften kaum hört, vielleicht etwas damit zu tun, dass deren Gegenstand keiner Rechtfertigung bedarf? Ich bin mir noch immer nicht sicher, ob die gesellschaftsverändernde Kraft, die viele Geisteswissenschaftler (und Geisteswissenschaftlerinnen) zu haben meinen, draußen nicht ein Papiertiger ist, und ob nicht die Außenwelt die Propagierung eines genderneutralen Prof X an der Humboldt-Universität – auch dies von einer Person ausgehend, die dort zwar in Sozialwissenschaften (Gender Studies) lehrt, aber aus der Skandinavistik, also den Geisteswissenschaften kommt – einfach als Klamauk abtut, der nur von der großen Nutzlosigkeit unseres Unterfangens zeugt. Zumindest sollten wir gelegentlich darüber nachdenken, ob wir damit nicht ein zentrales Instrumentarium unserer Wissenschaften, nämlich die Text- und Sprachkritik, ad absurdum führen und an dem Ast sägen, auf dem wir sitzen.

8. Geisteswissenschaften und Sozialwissenschaften

Die Unterscheidung in traditionelle Geisteswissenschaften und solche, die versuchen, sich externen Wünschen zu öffnen, um Relevanz für sich zu reklamieren, scheint von größerer Bedeutung zu sein, denn sie bestimmt in zunehmendem Maße auch die Mechanismen der Verteilung von Fördergeldern. Die traditionelle Geisteswissenschaft ging davon aus, dass die Unterrichtung in einem wissenschaftlichen Gegenstand einen Universitätsabsolventen auszeichnete. Er oder sie hatten kritisches Denken gelernt, zumeist aber nebenher Fähigkeiten erworben, die außergewöhnlich sind, ohne dass sie der eigentliche Gegenstand des Studiums sind (wir nennen sie heute „soft skills“). Ich denke da z.B. an vorderasiatische Archäologen, die in Syrien oder

dem Irak waren, weil sie dort ausgraben wollten, aber nebenbei eine Menge über den Umgang mit Arabern oder mit widrigen natürlichen Umständen lernten, Fähigkeiten, die, weil ausgesprochen selten, für den Rest des Lebens auch außerhalb der Universität von großem Nutzen sind. Ein Sinologe mag sich mit traditioneller chinesischer Kultur beschäftigen, aber während eines einjährigen China-Aufenthaltes erhält er Expertise, deren Erwerb später im Leben aus Zeitgründen kaum möglich ist. Darum sollte es eigentlich objektiv betrachtet kein Schaden sein, wenn man das traditionelle Fach bestehen lässt: Die konkreten wirtschaftlichen Anwendungen sind zeitabhängig und wandeln sich ständig. Für den Berufserfolg außerhalb der Universität kommt es in den meisten Fällen auf das Abfallprodukt an, nicht auf den eigentlichen Studieninhalt.

Beim altchinesischen Philosophen Zhuangzi steht ein berühmtes Gleichnis: „Der Grund, warum es Reusen gibt, sind die Fische. Hat man den Fisch, dann vergisst man die Reuse [...] Bei den Worten kommt es auf den Gedanken an. Hat man den Gedanken, dann vergisst man die Worte. Wozu sollte ich mit jemandem reden, der keine Gedanken hat.“ Ohne die Voraussetzungen zu haben, kann man weder Geisteswissenschaften noch Naturwissenschaften studieren. Die Voraussetzungen sind die Reusen, der Fisch ist die Erkenntnis. Manche Geisteswissenschaften aber haben in den letzten Jahrzehnten bewusst oder unbewusst die Reusen zum Hauptgegenstand gemacht. Viele Vertreter der Sinologie haben etwa die kulturelle Ausbildung sozialpolitischen Fragestellungen weichen lassen, weil die Öffentlichkeit dies so zu wünschen schien, und weil in den 1990er Jahren ein erheblicher Druck auf das Fach ausgeübt wurde, Absolventen zu produzieren, die mit dem chinesischen Wirtschaftsleben vertraut waren. Natürlich verlagern Unternehmen gerne das, was sie den Berufsanfängern selbst beibringen müssten, kostengünstig in die Universitäten, obwohl es dort eigentlich nur in vereinfachter Form zum Propädeutikum gehört. Die Frage ist, ob das auf die Dauer gut gehen wird, und zwar für beide Seiten: Wissenschaften und Unternehmen, denn letztere erhalten so unselbstständigere Absolventen, während für erstere davon die Gefahr ausgeht, dass das spezifisch Geisteswissenschaftliche, das „Verstehen des Menschlichen“, verloren geht.

Diese Aussage richtet sich nicht gegen soziale oder politische Fragestellungen in der Wissenschaft – nur braucht man für das Studium eine solide Grundausbildung, die sich nicht nur an praktischen Fragen orientiert. Das gilt nicht nur für das gerade angeführte Beispiel eines manchen Lesern immer noch exotisch anmutenden Faches wie der Sinologie, sondern auch für Philosophie, Theologie oder Literaturwissenschaften: Wer sich nur von aktuellen Fragestellungen leiten und die Geschichte des Faches beiseite lässt, wer meint, Bioethik oder postkoloniale Studien betreiben zu können, ohne die diesen Themen vorausgehenden Stufen durchlaufen zu haben, der wird auch beim Studium dessen, was ihn oder sie an den aktuellen Gegenständen interessiert, nicht weit kommen. Die Defizite merkt man leider häufig zu spät. Darauf rechtzeitig hinzuweisen, steht in der Verantwortung eines guten Lehrenden.

Woher kommt es, dass die Geisteswissenschaften sich selbst so sehr infrage stellen, dass viele ihrer Vertreter bereit sind, das zur Disposition zu stellen, was ihr Fach im Innersten zusammenhält? Auf diese Frage gibt es zwei unterschiedliche Antworten: einerseits diejenige des internen Stimulus, den es auch in den Naturwissenschaften gibt. In manchen der älteren Geisteswissenschaften scheinen die großen alten Themen ausgereizt zu sein und nicht mehr genug Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten, auch wenn dies bei rechtzeitiger Neujustierung des heuristischen Forschungsrahmens nicht nötig gewesen wäre. Es gibt einen Veränderungswillen aus einzelnen Bereichen der Geisteswissenschaften selbst, der nicht immer klar artikuliert wird, aber deutlich spürbar ist und meist für Konflikte mit denen sorgt, die die Notwendigkeit zur Wandlung nicht im selben Maße sehen, weil sie unter dem Eindruck der Herausforderung durch die Globalisierung eher eine Neufassung ihrer Begrifflichkeit für erforderlich halten als einen Wandel der Inhalte des Faches. Während ich glaube, dass es das Phänomen der Übersättigung tatsächlich in manchen Geisteswissenschaften gibt, ist umgekehrt klar, dass viele von ihnen noch längst nicht an diese Grenze gestoßen sind, ja, dass in manchen von ihnen im Zeichen der Globalisierung mehr Ressourcen und Energie notwendig wären, um das hermeneutische Verstehen überhaupt erst zu ermöglichen. Für sie ist

der Versuch, die alten Geisteswissenschaften für obsolet zu erklären, ausgesprochen gefährlich.

Auf der anderen Seite gibt es externe Stimuli, die mit Fördermechanismen einhergehen. Bei der EU laufen die Geisteswissenschaften unter dem Kürzel „SSH“ – Social Sciences and the Humanities. Allerdings drohen die „Humanities“ – Ausnahmen bestätigen die Regel – im Verständnis von EU-Bürokraten in den Sozialwissenschaften aufzugehen. Die Rhetorik der Kommission in Brüssel, die auf eine stärkere Verzahnung von Universitäten und Unternehmen hinarbeitet, geht auf jeden Fall sehr stark in die Richtung, dass man den Geisteswissenschaften gegenüber aufgeschlossen sei, weil man der festen Überzeugung sei, auch sie könnten ihren Beitrag zur gesellschaftlichen Entwicklung leisten.

Das hört sich gut an, gemeint ist aber, dass die Geisteswissenschaften sich verstärkt um aktuelle gesellschaftliche Probleme zu kümmern haben, damit ihre Anträge Beachtung finden. Natürlich können das manche Teile der Geisteswissenschaften, insgesamt ist dies aber sicherlich nicht ihre ureigene Aufgabe. Was soll die Lektüre von Tristram Shandy bei der Lösung der Umweltprobleme dieser Welt nützen? Und doch ist sie viel eher Beritt des Geisteswissenschaftlers als die Erstellung von Machbarkeitsstudien für Windräder. Solche sollte mit dem erwähnten „Training on the Job“ auch ein Geisteswissenschaftler aufgrund seiner Ausbildung bewerkstelligen können. Gegenstand seines Studiums aber muss das nicht sein – sonst gibt es irgendwann sein Fach nicht mehr.

Auf einer Veranstaltung, die die Max Weber Stiftung im Sommer letzten Jahres mit dem Historikerverband in Hamburg abhielt, sprach eine deutsche Europa-beamten, die für die Kommission in Brüssel arbeitet. Sie hatte genau das eben geschilderte Verständnis von Geisteswissenschaften. Das war noch wenig erstaunlich, doch dann kam aus dem Publikum die Wortmeldung, die Geisteswissenschaften müssten wieder stärker „öffentliche Intellektuelle“ hervorbringen. Das klang schön, aber als Beispiele wurden dann Ralf Dahrendorf oder Jürgen Habermas angeführt. Beide sind bzw. waren natürlich keine klassischen Geisteswissenschaftler, sondern zunächst einmal in den Sozialwissenschaften zu Hause. Das – und viele ähnliche Beispiele – zeigt, dass eine Rhetorik, die für die Geisteswissen-

schaften nicht ungefährlich ist, nicht nur aus Brüssel kommt, sondern oft auch aus den Geisteswissenschaften selbst. Darüber sollten sie nachdenken.

Die Max Weber Stiftung, der ich seit März vorstehe, hat den Auftrag, die deutschen Geistes- und Sozialwissenschaften international zu vertreten. Bisher haben diese Aufgabe Institute wahrgenommen, an denen entsprechende Forschung in breitem Umfang und in sehr unterschiedlichen Spielarten durchgeführt wird. Der öffentliche Geldgeber möchte, dass sich die Stiftung über Europa hinaus, wo bisher ihr Schwerpunkt lag, engagiert, das heißt, sich internationalisiert und andere Weltregionen in den Blick nimmt. Zu diesem Zweck fordert er seit einiger Zeit die Max Weber Stiftung und Universitäten sowie außeruniversitäre Institutionen dazu auf, Konsortien zu bilden und gemeinsam sogenannte internationale Kollegs im Ausland zu gründen – sie heißen, für den Geisteswissenschaftler ein wenig irritierend, Maria Sibylla Merian Kollegs. Das Instrument dafür ist eine kompetitiv vergebene Projektförderung für einen verhältnismäßig langen Zeitraum von 12 Jahren. Das ist ein interessantes Unterfangen, das aber nicht ganz ohne Probleme ist: Dem Direktor des Deutschen Historischen Instituts London ist es gelungen, für ein Indienprojekt den Zuschlag für ein Konsortium mit verschiedenen Universitäten zu bekommen. Das Thema lautet: „Metamorphoses of the Political“. Vorläufer dieses Projekts ist eine von der Max Weber Stiftung ausgeschriebene transregionale Forschergruppe, die den Titel trägt: „Poverty Reduction and Policy for the Poor between the State and Private Actors: Education Policy in India since the Nineteenth Century“. Beides sind großartige Erfolge, zu denen man nur gratulieren kann, und ich bin glücklich, ihnen vorstehen zu dürfen – aber sie zeigen gleichzeitig dasselbe, was oben schon an mehreren anderen Beispielen angesprochen wurde: Ein Antrag, der erfolgreich sein möchte, muss seine Nützlichkeit für die Gesellschaft am besten schon im Titel unter Beweis stellen. Das scheint mit einem klassisch geisteswissenschaftlichen Projekt zu literatur- oder geistesgeschichtlichen Themen viel schwerer zu sein, als wenn im Antrag sozial- oder politikwissenschaftlich bedeutungsvolle „Catch Words“ auftauchen. Historische Tiefe ist so nur in versteckter Form zu erzielen. Hinter

das 19. Jahrhundert zurückzugehen – so wichtig das für ein echtes Verständnis sein mag, denn wer das nicht kann, ist unter Kennern schnell entzaubert – scheint antragstechnisch, also im Zugang zu denen, die außerhalb des Gebietes stehen, nicht klug zu sein. Damit müssen die Geisteswissenschaften ständig große und konstituierende Teile ihrer selbst verstecken. Das ist ein schwer aufzulösendes Dilemma. Geisteswissenschaftliche Forschung tut sich heute schwer damit, wenn sie nur sie selber ist. Für die Außenwerbung braucht sie offenbar immer einen Schuss Sozialwissenschaft und Gesellschaftskritik, auch wenn dies nicht ihr eigentlicher Gegenstand ist. Ob ihr das

langfristig gut tun wird, ist überaus fraglich. Solche Gedanken sollen ausdrücklich nicht als Polemik gegen Sozialwissenschaften missverstanden werden. Im Gegenteil: Eine Kombination aus geisteswissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Elementen erscheint für den Aufbau künftiger internationaler Aktivitäten – eventuell des einen oder anderen neuen geisteswissenschaftlichen Instituts im Ausland – sinnvoll und nötig zu sein. Doch meine ich gleichzeitig, dass es den Geisteswissenschaften gut zu Gesicht stünde, wenn sie ihre ureigenen Interessen stärker propagierten und mit ihren Traditionen offensiver umgingen. Diese sind nicht obsolet, sondern notwendiger denn je.